



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hildebrandt, Kurt: Homer und Äschylus in moderner Bearbeitung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und hoffe in kurzem die Bewilligung zu bekommen. Daher frage ich an, ob ich wieder bei Ihnen Verpflegung und Logis bekommen kann, denn auch bei Ihnen hat es mir gut gefallen. Für den Tag möchte ich dann wieder 2 Mark 50 Pfg. bezahlen, und wenn die Versicherung wie früher 3,50 bezahlt, so können wir den Überschuß ja teilen; denn etwas Taschengeld möchte ich doch auch gern haben."

Leider ist Frau S. nicht diskret gewesen, und aus der Kur wurde nichts.

Verfasser dieser Zeilen ist Optimist. Er glaubt noch an die Zukunft seines Volkes, an eine günstige Entwicklung des jungen Reiches und will sich nicht zur Furcht vor Degeneration verstehen. Er glaubt noch, daß der Schatz an Treu und Glauben, an Pflichtgefühl und Ehrlichkeit, den jede nutzbringende Arbeit, jeder gesunde Verkehr in Familie, Gemeinde und Staat zur notwendigen Voraussetzung hat, dem Volke noch im wesentlichen erhalten ist. Auf der andern Seite hält er es aber für notwendig, diesen Schatz gegen alle Angriffe, sie mögen kommen woher sie wollen, mit aller Macht zu verteidigen. Angegriffen wird er aber nicht allein durch sozialdemokratische Verheerungen und jesuitische Wenn und Aber, nicht allein durch so manche bedenkliche neuere Vorgänge in allen Gesellschaftsschichten, sondern auch durch die jetzige Überspannung der sozialen Fürsorge, die sich nicht mehr auf die Beseitigung von Notlagen und den Schutz der schwächeren, unselbständigen Elemente beschränkt, sondern weit darüber hinaus bis in genügend gesicherte Schichten greifen will. Die jetzt schon vorhandenen üblen Folgen, von denen hier nur ein Teil erörtert ist, werden dadurch ins Ungemessene gesteigert werden, der soziale Gedanke, an sich gesund und menschenfreundlich, wird in sein Gegenteil verkehrt, und das Reich gerät auf diesem Wege mehr und mehr in die Bahnen der Sozialdemokratie. Es scheint, daß die soziale Gesetzgebung an einem Scheidewege steht.



Homer und Aischylus in moderner Bearbeitung

Von Dr. Kurt Hildebrandt-Wittenau



ird die Frage nach einer Ur-Ilias jemals gelöst werden? Wer die verschiedenen Versuche von Wolf, Hermann, Bachmann, G. Grimm und Wilamowitz betrachtet, wird zweifeln. Aber nach vielen Einzelarbeiten und -erfolgen scheint eine Aufgabe vor allem zeitgemäß und fruchtbar: ins geistige Zentrum des Gedichtes zu dringen und von da die Ur-Ilias zu rekonstruieren. Dieser Aufgabe hat sich Stephan Grusz unterzogen („Ilias“. Rekonstruiert und übersetzt. Straßburg, Ed. Heitz. 1910), und das Resultat ist erstaunlich: Das Lied vom Zorn des Achill liegt in sechs fast gleichlangen Gesängen (wobei allerdings mehrere Lücken in Gedanken zu ergänzen sind)

vor uns; jeder Gesang ist nicht zu lang, um zusammenhängend vorgetragen zu werden, und ist in sich abgerundet; die Gesänge zusammen bilden ein abgerundetes Ganzes. Der Verfasser betont, daß ihm ein solches Resultat nicht vorschwebte und daß die Formierung sich erst ergab, als die Entscheidung über die Echtheit der Stücke geschehen war. Gegenüber der festen Überzeugung des Verfassers, dessen Mittel ja hauptsächlich in Geschmack und künstlerischer Beurteilung bestehen, kann man gewiß sehr skeptisch sein, insbesondere ist es nicht unmöglich, daß gerade die zusammenschließenden Partien nicht auf die ursprüngliche Form, sondern auf die Arbeit der späteren Redaktion zurückzuführen wären. Aber ich glaube doch, daß gerade bei diesen Fragen das überraschende Resultat der gleichmäßigen Formierung einige Beweisskraft besitzt.

Aber die wissenschaftliche Frage ist dem Verfasser nicht das Wesentliche; er tritt zweifellos mit dem Anspruch auf, dem großen Publikum die echte Ilias an Stelle der gefälschten zu geben. Die Ilias, wie wir sie in der Homer-Stunde und bei Voß lasen, ist abgetan. Nun wird, wem das alte, reiche Bild lieb war, vor dem neuen, so vereinfachten und herausgelösten vielleicht frieren, wie beim Anblick der alten Kirchen, die man sorgsam aus der mit ihnen verwachsenen Umgebung freigelegt hat, damit man jeden Stein in der Nähe besichtigen kann. Ein Beispiel für viele! Das Bild von Hektors Abschied gewinnt gewiß an Reinheit, wenn man gewisse Verse streicht. Aber verliert nicht das große Gedicht einen herrlich pathetischen Akzent, wenn wir in Hektors Munde die tragischen Worte vermissen:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hininkt.“

Das ist kein Einwand gegen die Wiederherstellung der Urform der Ilias, denn zweifellos kommt in dieser die über alles Maß tragische und wunderbare Gestalt Achills viel reiner und stärker heraus. Damit soll gesagt sein, daß in Zukunft sowohl die festzustellende Urform wie die altüberlieferte erweiterte Form zu unserem klassischen Besitz gehören müssen. Und hier muß der erste, schwere Einwand gegen Stephan Grunz erhoben werden. Darin liegen die komischen Widersprüche unserer modernen Verstandesbildung: sie ist so bescheiden, daß sie nichts erschaffen, sondern immer nur dem Erschaffenen nachlaufen will, und dabei so überheblich, daß sie vor nichts Achtung, geschweige denn Verehrung hat. So kommt denn ein Gelehrter, stolz auf die Masse ererbter Mittel, vergißt, daß bloßes Wissen nie den Zugang zum Kunstwerk öffnet und tritt vor die größten Dichtungen nicht als dankbar Empfangender, sondern als strenger, unfehlbarer Richter. Wo er sorgsam das scheinbar Unehnte beiseite stellen sollte, da schlägt er es vielmehr mit Schimpfworten in Stücke. „Roheiten, miserabel, unerlaubt, ärmlich, Stümper, Kolportageroman, peinlich, harer blanker Unsinn, das Dümme und Unverschämteste, albern, widerliche Effekthascherei, elend, ekelhaft, wie ein Edelstein im Kotballen“ sind solche Bezeichnungen, von denen nicht nur mittelmäßige Stücke, sondern auch solche, die unsere größten Dichter und Kritiker besonders geliebt haben, getroffen werden. Noch unangenehmer als dies grobe Schelten wirkt die gar zu billige Ironie, mit der die archaische Kunst erniedrigt wird; Beispiele für diesen Ton, der durch die ganze Abhandlung erklingt, sind unnötig. Es genüge, daß er das schöne Bild: Briseis an der Leiche des Patroklos „die sentimentalen Tränenströme und die Fütterung des Achilleus durch Athene“ nennt. Gewiß ist vieles grotesk in der

erweiterten Ilias; aber grotesk ist nicht unkünstlerisch, und man muß doch jeden Sinnes für das Monumentale bar sein, wenn man die Götterfzenen der Ilias mit Offenbach vergleicht, oder gar von einem „Zeus des Böbels“ redet.

Eine Entschuldigung wäre denkbar: man könnte denken, Gruz habe sich so hineingelegt in den Dichter der Menis, daß er aus Liebe zu ihm alle späteren Änderungen mit Haß verfolgt. Aber seine Übersetzung ist da, und die beweist, daß er mit dem Dichterischen überhaupt nichts zu tun hat. Nach naturalistischem Prinzip geht er nur auf die Möglichkeit und Glaubwürdigkeit der Handlung, des Stoffes aus. Den Hexameter lehnt er ab, weil er dem Deutschen Gewalt antue — damit kann man jeden Vers ablehnen. Er bietet dafür „freie Rhythmen“, die hinter den schon nicht ernst zu nehmenden unserer „Naturalisten-Dyriker“ erheblich zurückstehen. Wie holprig, eckig, verletzend und unerträglich sein willkürliches Abbrechen der Zeilen ist, die zwischen drei und zwanzig Silben hin und her schwanken, hört er wohl nicht; er weiß nicht, daß eine gute Prosa einen viel schöneren Rhythmus hat. So haben wir das närrische Bild eines Tänzers, der sich widerwillig von seiner Tänzerin im Kreis herumschleppen läßt, mal einige poetische Walzerschritte versuchend, mal im prosaischen Trott gehend. Inhaltlich ist die Übersetzung voll von Trivialisierungen, dabei will ich mich nicht aufhalten.

Es genügt, die für unsere Bildung charakteristische Tatsache festzulegen: Ein Gelehrter bringt mit ausdauerndem Fleiß in den Stoff der Ilias ein, bearbeitet mit weitem Blick die wesentlichen Fragen, und doch fehlt ihm jedes Verhältnis zum Kunstwerk. Er sieht nicht, wie das große bunte Gedicht doch die Einheit des gewachsenen Wesens zeigt, wie es ganz von dem Geist eines großen Zeitalters getragen wird; er sieht nicht, wie Tragisches und Derbheiteres sich die Wage halten, wie in Shakespeares Dramen und Goethes „Faust“.

So kann man in dieser Rekonstruktion wohl eine wichtige Vorarbeit für die Feststellung der Ur-Ilias sehen, als künstlerische Leistung aber ist sie verwerflich. Für die weiteren Kreise dürften heute noch als Übersetzer H. Voss und als Kommentator Herman Grimm gültig sein.

Von der entgegengesetzten Seite tritt v. Gleichen-Rußwurm an den Schatz antiker Kunst heran („Die Drestie des Aischylos“, bei Eugen Diederichs, Jena 1910): er sieht vorwiegend den Stoff für den Künstler. Schon die Gestalt des Buches zeigt an, daß hier nicht, wie bei der eben besprochenen Arbeit, nur das Denkmäßige, sondern auch die äußere Form gewertet wird. Die „Übertragung“ selbst ist eine poetische Bearbeitung des archaischen Dramas. Einzelne Stücke sind mit sichtlich Liebe und gutem Geschmack herausgearbeitet; ich nenne als Beispiel die Opferung der Iphigenie, die man für sich als ein im großen Sinne tragisches Gedicht genießen kann. Dann wird auch mit billigeren Mitteln gearbeitet, etwa mit lässig und willkürlich hingeworfenen Wiederholungen, z. B.:

Und wie der Morgenröte folgt die Helle,
So leuchtet eine Hoffnung, eine Freude
Noch leuchtender, als je die Hoffnung hoffte.

Schlimmer sind noch die konventionellen „Poetisierungen“: ein Hund genügt nicht, es muß ein treuer Hund sein; Träume ist nicht schön genug, es muß holde Träume daraus gemacht werden.

Mir scheinen zwei Arten legitim, die Werke anderer Dichter umzudichten. Es kann dem zweiten Dichter nicht verwehrt sein, völlig frei mit dem übernommenen Werke zu schalten, ganz mit eigener Verantwortung und ganz zum eigenen Ruhme zu dichten. Unser Geschmack verlangt dann allerdings, daß die Größe der beiden Dichter nicht allzu different sei. Die zweite Art besteht darin, die bestehenden Werke in allen ihren Teilen als dichterische Einheiten zu vernehmen und dann im ganzen und im einzelnen, in Rhythmus, Tonfall, Gebärde und Sinn auf treueste nachzubilden.

Rufswurm hat keinen dieser beiden Wege befolgt: zu bescheiden, als Dichter frei schaffend hervorzutreten, war er doch nicht treu genug, Aeschylus nachzubilden. Er übersetzt außerordentlich frei, läßt vieles fort, setzt Überflüssiges zu, biegt und ändert. Es sei ihm zugegeben, daß er rein aus künstlerischen Absichten umformt und nicht kunstfremde Tendenzen in die Dichtung hineinbringt, auch daß er nicht Prosa oder gemeine Verständlichkeit erstrebt. Auch sei ihm zugegeben, daß eine adäquate Wiedergabe des Aeschylus für die heutige Bühne schwer denkbar ist. Aber es muß doch dem Leser oder Zuschauer gesagt sein, daß er nicht den Vater der Tragödie, sondern den Enkel Schillers vernehmen wird.



Im flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Reyher

Neuntes Kapitel: Besuch aus der Gouvernementsstadt.

Der Winter kehrte zum letzten Mal für dieses Jahr die rauhe Seite heraus. Es fror, und schneidender, trockner Ostwind machte die an und für sich schon bedeutende Kälte empfindlich. Auf der Landstraße gab es abgefrorene Hände und Füße, und auch im Flecken kam es vor, daß zwei Bekannte einander begegneten und einer von ihnen statt des Grußes eine Hand voll Schnee aufraffte und dem anderen ohne Umstände damit in das Gesicht fuhr, um ihm die Nase, das Ohr oder die Wange aus Leibeskräften zu reiben.

„Väterchen,“ rief er dabei, „weiß, ganz weiß! Ist das ein Fröstchen! Und Sie haben selbst wohl gar nichts gemerkt?“

Der Verliebene stand in solchen Fällen regungslos, ließ sich behandeln und preßte in Absätzen hervor, je nachdem der Reibende ihm den Mund frei ließ:

„Danke, Väterchen, für Ihre Sorge um mich. Etwas gekniffen hat es, aber ich glaube nicht, daß es so schlimm wäre. Danke, danke, bemühen Sie sich nicht zu sehr. Sie werden ermüden.“

Sogar in gut geheizten Zimmern fühlte man den Frost, zwar nicht als wirkliche Kälte, sondern wie einen kühlen Luftzug, der auf dem Gesicht und den Händen spielte und auf den Unterarmen die sogenannte Gänsehaut hervorrief. Botsharow wurde dadurch veranlaßt einen wärmeren Rock anzuziehen und rief